

Das Beil überlebt seinen Herrn

Von Achim Engelberg



Swetlana Alexijewitsch, *Secondhand-Zeit, Leben auf den Trümmern des Sozialismus*, Berlin 2013, 576 Seiten, 27,90 Euro.

Wenn am 13. Oktober in der Frankfurter Paulskirche der diesjährige „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ verliehen wird, ehrt man mit ihm eine wichtige Chronistin der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten, die dafür sogar ein eigenes Genre schuf. Wie keine Andere gibt Swetlana Alexijewitsch den Menschen ihrer Heimat eine Stimme, von den Verlorenen der Kriegsgeneration bis zu den neuen, reichen Russen.

1948 in der Ukraine geboren und in Weißrussland aufgewachsen, wurde Alexijewitsch durch ihre Dokumentarliteratur bekannt – zumal diese nicht nur gelesen werden kann, sondern auch auf der Bühne wirkt, seitdem sie durch ihr Weltkriegsepos „Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“ auch international berühmt wurde.

„Secondhand-Zeit“, Swetlana Alexijewitschs jüngstes Buch, ist die Quintessenz ihres Lebenswerks. Ein Kompendium vom

Aufstieg und Fall des sowjetischen Imperiums in Geschichten von Tod und Liebe, Verrat und Rache, Lüge und Willkür. Im Kern ist es eine dichtgewobene Geschichte der Sowjetunion von unten, vielstimmig erzählt: von der durch Stalins Schergen veranlassten Hungersnot 1932/33, dem Großen Terror mit der ins Gigantische mutierenden Lagerwelt des Archipel Gulag bis zum bitteren Sieg im Zweiten Weltkrieg: „Die Sieger! Nur ihre Frauen wissen, was es hieß, mit einem Sieger zu leben.“ Es folgen Chruschtschows Reformversuche, die graue Breschnew-Zeit mit ihren blutigen Eskapaden, vor allem dem Afghanistan-Krieg, Tschernobyl, Gorbatschows Ausbruchversuch, der mit der Implosion der UdSSR endete und Jelzins Chaos- und Verteilungsjahre – bis zum aufhaltsamen Aufstieg des falschen Zaren Putin.

Deutlich wird, dass die Sowjetunion, ein Produkt des Ersten Weltkrieges, sich nie von dieser militärischen Prägung lösen konnte. Obervolta mit Atomraketen, nannte Helmut Schmidt sie einmal. Und so gesehen ist es heute durchaus verständlicher als in den 1980er Jahren, dass der erste nichtmili-

tärische Führer, Gorbatschow, ihr den Untergang brachte. Ständig findet man Aussagen wie: „Unser Staat hat immer im Zustand der Mobilmachung existiert“ oder „Stalin hat einen Staat geschaffen, den man von unten nicht zerschlagen konnte, da war er unangreifbar. Von oben aber, da war er verletzbar, ungeschützt.“ Nach dem Ende des unrealen Sozialismus begann ein realer Oligarchen-Kapitalismus, der die Lebenserwartung bis heute unter diejenige der Sowjetunion senkte. Tschetschenienkriege, Ausplünderung des Landes, Schocktherapien: Wenn bei so großem Schrecken ein Mädchen sich aus Liebeskummer umbringt, lässt dies viele erstaunt fragen, wie man in solchen Zeiten überhaupt aus Liebe sterben kann.

„Secondhand-Zeit“ ist ein Buch aus Dokumenten, verdichtet zu einem Alptraum. Die Gemeinsamkeit der Opfer bedingt die Einsamkeit der Täter. Einer berichtet, dass Lasar Kaganowitsch als über 90jähriger von den Alten von seinem Hof verjagt wird, dass sie nicht mehr mit ihm Domino oder Karten spielen wollten. „Und er weint vor Kummer. Der einstige eiserne Volkskommissar. Er hat Erschießungslisten unterschrieben, hat zigtausende Menschen zugrunde gerichtet. Dreißig Jahre lang war er an Stalins Seite. Und im Alter will niemand mit ihm Karten spielen.“ Oder ein anderer erzählt vom Schweigen des nüchternen Vaters, der besoffen schwor, seine Hände seien nicht blutbefleckt. Aber er aß keinen Fisch, und wenn ja, wurde ihm schlecht davon. „Nach dem Tod des Vaters fand der Sohn Papiere, die besagten, dass dieser einige Jahre am Ochotskischen Meer gedient hatte.“ Dort hatte es Lager gegeben. Wahrscheinlich konnte er die mit dem Fischgeschmack verbundenen Erinnerungen im wahrsten Sinne des Wortes nicht verdauen. Oder, wenn sie das Schweigen brachen: Der Großvater einer Braut, Krebs im Endstadium, erzählt einem jungen Mann, er habe Massenerschießungen durchgeführt. „Der Zeigefinger musste unbedingt massiert werden, der wird beim Schießen am meisten beansprucht.“ Daraufhin sagt der Bräutigam die Hochzeit ab.

„Mich hat die Angst gezwungen, in die Partei einzutreten. – Die leninschen Bolschewiki haben meinen Großvater erschossen, die stalinschen Kommunisten haben in den mordwinischen Lagern meine Eltern vernichtet“, so heißt es in einer Montage aus Parteiaustrittserklärungen, gefunden auf einer Müllkippe. Also immer wieder zerstörtes Leben, eine Gesellschaft, zusammengehalten nur durch den Kitt der Angst – damals, heute, immer?

Vieles davon ist nicht neu, doch die komprimierte Masse der Dokumente lässt Quantität zu neuer Qualität werden. Aber ist das überhaupt Literatur? Oder eher eine Art Geschichtsschreibung? Nach eigener Aussage geht es der Autorin bei den Gesprächen und Umfragen um den „Moment des Übergangs“, in dem „das normale Leben zu Literatur wird“. Das Werk stellt sich in eine Tradition, die wie die Sowjetunion während der Massenschlachten des Ersten Weltkrieges entstand. Da schrieb Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit“ und sagte im Vorwort, warum die Stunde der Dokumentar Kunst geschlagen habe: „Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.“

Freilich, Literatur auf Grundlage von Dokumenten gab es schon davor – man denke nur an Büchners „Dantons Tod“ –, aber erst im 20. Jahrhundert setzte sich dieser Typus durch. Die realen Umstürze wirkten oft phantastischer als alte Mythen, deshalb entstanden verstärkt Tatsachenromane und Dokumentarstücke. Das bringt sie dem Journalismus nahe. Und mit der wirklichkeitsbezogenen Geschichtsschreibung verbindet sie, dass in deren klassischen Werken ein geschichtliches Trauma im Zentrum steht, das uns noch heute anspricht: Von der Kriegsursachensuche bei Thukydides über den Untergang Roms bei Gibbon zieht sich ein blutig roter Faden bis zur Dokumentarliteratur, etwa bei Peter Weiss' Auschwitz-Schauspiel „Die Ermittlung“.

Ein Roman von Rang ohne geschichtliche Traumata ist möglich, bei Dokumentarliteratur gilt das nicht. Das macht diese genuin politisch. Und Imperien verschwinden nicht spurlos, in Rom bestaunen wir heute noch die Ruinen. Warum sollte das bei der Sowjetunion anders sein?

Die Innenstadt von Minsk, der Heimatstadt der Autorin, ist ein nichtoffizielles Geschichtsmuseum für den Aufstieg und Fall der Sowjetunion. Dennoch fällt die Bilanz ernüchternd aus, sieht man nur das innere Getriebe. Positiv wirkte das Reich durch den entscheidenden Kampf gegen die Nazidiktatur und die Unterstützung der Entkolonialisierung vor allem außenpolitisch. Aber dieses Imperium besaß keine eigene Substanz – von Anfang an. Schon Lenin wartete vergeblich auf die Revolution in Westeuropa. Das währte bis zu Gorbatschow, der – nach einer euphorischen Phase – wie seine Vorgänger positiv vor allem nach außen wirkte und den Kalten Krieg unter Verlust des Imperiums beendete. Die prägendste Gestalt der Sowjetunion bleibt einer der größten Massenmörder und – zugleich – Sieger über einen anderen Massenmörder: Stalin. Wenn es dereinst sowjetische Ruinen geben sollte, die man besucht wie die von Rom, werden sie von ihm künden. Den Zuckerbäckerstil von Stalin kann man missbilligen, aber er wurde machtvolle Realität, nicht ohnmächtige Plattenbautristesse. Deshalb kommen bis heute die Gespräche immer wieder auf ihn, der den Nationalstolz befriedigte: „Man wird Stalin mal einen großen Mann nennen. Das Beil liegt noch da. Das Beil überlebt seinen Herrn.“

Was aber kann man tun in einem vom KGB gesteuerten Kapitalismus, der das Beil wieder aufhob? Ein Unidozent glaubt zu wissen, dass für viele Studenten, der Kapitalismus mit „Ungleichheit, Armut, dreist zur Schau getragendem Reichtum“ verbunden ist: „Sie haben das Leben ihrer Eltern vor Augen, die von dem geplünderten Land nichts abbekommen haben. Sie sind radikal eingestellt. Träumen von ihrer eigenen Revolution.“ Doch die anschwellende Wut, so fürchten andere, werde sich nicht gegen die Villenbesitzer entlang der Rubljowka entladen, sondern gegen Gastarbeiter, die in Pappkartons hausen.

Die Besten verlassen derweil ihr Land und arbeiten in Brooklyn oder Tel Aviv. Swetlana Alexijewitschs großes Werk klingt aus mit den Worten einer Frau vom Lande: „Wir hier leben, wie wir immer gelebt haben. Unter dem Sozialismus und unter dem Kapitalismus. ‚Rote‘ oder ‚Weiße‘, das ist für uns gleich. Haben Sie meinen Flieder gesehen, wie schön der ist? Nachts gehe ich manchmal raus, da leuchtet er. Kommen Sie, ich breche Ihnen einen Strauß.“